

Gierschlund oder Sparfuchs?

Wie Geiz und Gier in unserer Gesellschaft verankert sind

»Take the money and run
Because you found out that it wasn't hard«

Crosby & Nash, »Take the money and run«

»Was hier gemacht wurde, ist eine Straftat.«

Ein Mann in Mönchskutte sagt das, er steht auf dem Gehsteig, der als provisorische Bühne dient. Hinter ihm ist eine Baulücke, ein paar Mauerreste sind übrig. Am Fenster eines Nachbarhauses befestigt hängt ein großes Banner. Das beklagt einen Verlust: »Illegaler Abriss, kriminelles Vorgehen – Obere Grasstraße 1 R. I. P.« Eine Gestalt im Rattenkostüm tritt auf. Sie stellt sich als »Andi« vor und beteuert, der illegale Abriss des denkmalgeschützten Gebäudes wäre ein Versehen gewesen. Diesen Andi will der Mönch ins Gefängnis stecken.

Was auf den ersten Blick wie ein Straßentheater vor urbaner Kulisse wirkt, ist auf den zweiten Blick ein Kapitel aus der aktuellen Münchner Stadtgeschichte. Andi heißt in Wirklichkeit Andreas S., er hat 2016 ein Grundstück mit darauf stehendem Gebäude im Stadtviertel Obergiesing von der Erbgemeinschaft eines verstorbenen Uhrmachers erworben: das »Uhrmacherhäusl«, ein über 150 Jahre altes, denkmalgeschütztes Haus. Die Menschen, die darin wohnten, wären nach dem Eigentümerwechsel nachdrücklich zur Tür gebeten worden, heißt es, mit gelösten Dachziegeln, gekappten Wasserleitungen und unterbro-

chener Stromzufuhr. Ab Februar 2017 stand das Haus leer. Im Spätsommer desselben Jahres schlug dann ein Bagger ein Loch in die Fassade; ein Nachbar rief die Polizei und die Bauaufsichtsbehörde, ein amtlicher Baustopp wurde verhängt. Am nächsten Tag wurde das Uhrmacherhäusl dann trotzdem plattgemacht. Ursprünglich angekündigt und genehmigt als Sanierung gemäß Denkmalschutz, wurde ein Komplettabriss durchgezogen, in neun Minuten, an einem Freitagnachmittag. Der Baggerfahrer sei danach geflüchtet, heißt es; das Technische Hilfswerk musste den ungesicherten Bauschutt entsorgen. Die gesamte Nachbarschaft, die Lokalpresse und der Münchner Oberbürgermeister Dieter Reiter reagierten schnell und heftig: Das Uhrmacherhäusl solle wieder aufgebaut werden, forderten sie, in Höhe, Breite und Anmutung so wie vor dem Abriss. Der Eigentümer klagte dagegen – und bekam recht. Oberbürgermeister Reiter spielte dann seinen letzten Trumpf aus und verkündete öffentlich, dass mit S. und dessen Rohrreinigungsunternehmen, welches in der Vergangenheit häufig Aufträge von der Landeshauptstadt erhalten hatte, nicht mehr zusammengearbeitet werden solle. »Jemand, der unser Vertrauen so verloren hat wie der Eigentümer des Uhrmacherhäusls, darf mit der Stadt kein Geld verdienen!«, wurde Reiter in der Süddeutschen Zeitung zitiert. 2021 ist die Baulücke immer noch da. Ebenso wie die rot-weißen Plakate mit Fotos von der Abrissstelle und dem anklagenden Aufdruck »Profitgier frisst unsere Heimat und ihre Geschichte(n)«. Monatlich finden Mahnwachen vor der Ruine statt, initiiert vom Verein Heimat-Giesing, zum dritten Jahrestag mit dem Straßentheater von der Ratte. Der Bagger, der ein altes Haus dem Erdboden gleichmachte, soll nicht vergessen werden. Ebenso wenig wie das, was dahintersteckt: Profitgier.

Nicht wenigen wird dieses rücksichtslose Streben nach Gewinn nachgesagt: den »Heuschrecken«-Investoren etwa, die Betriebe



Proteste nach dem Abriss des »Uhrmacherhäusls« in München

erwerben und dann so lange aussaugen, bis nur noch eine leere Unternehmenshülle übrig bleibt. Oder internationalen Konzernen, die Sozialwohnungen von kommunalen Trägern günstig kaufen und dann schlecht instandgehalten für viel Geld vermieten oder für noch mehr Geld weiterverkaufen. Da sind Lebensmittelfälscher, die billigen Wein mit Frostschutzmittel panschen. Kriminelle, die das Gesundheitssystem mit Pflegebetrug im großen Stil ausbeuten, indem sie in Millionenhöhe Leistungen berechnen, die nie stattgefunden haben. Oder eben Eigentümer von Immobilien, die die kostspielige Instandhaltung von denkmalgeschützten Häusern scheuen und auf moderne Mehrfamilienhäuser für Leute mit Geld setzen.

Möchte jemand immer mehr haben, wird das zumeist nicht gern gesehen. »Der kennt kein Genug!«, wird geschimpft, wenn sich einer der heute gängigen Moralvorstellung verweigert. Diese ist nicht wirklich konsequent. Zwar möchte niemand, dass sich

Einzelne im großen Stil auf Kosten aller anderen bereichern; bei kleineren Schnäppchen wird aber doch gern mal ein Auge zuge-drückt. Generell anstößig ist das Ausleben von Gier in einem hierarchischen Machtverhältnis wie zwischen Mietparteien und Hauseigentümern: »Gierhals! Abzocker! Kapitalist!«, wird gerufen, hebt dieser die Mieten unverhältnismäßig an. Wodurch das Zuhause von Familien mit kleinen Kindern, alten Menschen oder Leuten aus der Mitte der Gesellschaft verändert, gar vernichtet wird. Warum macht diese Person das? Weil sie es kann. Weil es sich gerade anbietet. Weil sie dem Sohn oder der Tochter zum Abitur einen Porsche kaufen will. Weil sie am Drücker sitzt und das auslebt – die Gier nach Profit ist oft kombiniert mit dem Ausleben von Macht. Dieses Machtgefühl entwickeln aber auch diejenigen, die bei der Steuererklärung gemogelt haben: Weil sie es können. Auch von unterhalb der Gehalts-Oberschicht. Weil es sich angeboten hat. Weil 1000 »ganz legale« Steuertricks einfach danach schreien, eingesetzt zu werden.

Nicht selten kommt Gier mit Geiz daher: Warum soll jedes Haus von einem eigenen Hausmeister verwaltet werden, wenn doch auch einer pro Wohnblock, pro Straßenzug, pro Stadtviertel ausreicht? Warum soll in Recyclingtechnologie investiert werden, wenn Wegwerfen, Verbrennen, Verklappen im Meer doch viel billiger ist? Warum soll man Tierrechte achten, wenn man eine Menge Geld sparen kann, indem man Tausende von Hühnern auf wenig Raum zusammensperrt? Warum soll man Erntehelfer*innen ordentlich bezahlen, unterbringen und die Verantwortung für ihr Wohlergehen übernehmen, wenn es doch viel günstiger ist, sie über Leiharbeit und eine undurchsichtige Subunternehmensstruktur zu beschäftigen? Habgier ist etwas, das nicht nur »die da oben« betrifft, sondern uns alle: Verbraucher, die vier Schweineschnitzel für 3,79 EUR kaufen. Menschen, die in der Corona-Krise Soforthilfezahlungen abgerufen haben, obwohl sie keineswegs

ein in der Pandemie gebeuteltes Kleinunternehmen betreiben. Der Gast am Hotelbüfett, der sich seinen Teller so voll mit Croissants, Rührei und Speck lädt, dass nichts mehr für die anderen übrig bleibt. Die Schnäppchenjägerin, die aus jedem Einkauf noch den letzten Cent herausholen möchte.

Ob die ersten Menschen sich mit Steinen die Köpfe einschlugen, wenn einer den Schlafplatz oder die Nahrung des anderen begehrte, ist nicht wirklich dokumentiert, aber doch wahrscheinlich: Gemeinsames Jagen und erste Tauschbeziehungen lösten in den frühen Tagen der Menschheit die »Iss-während-du-läufst-Strategie« ab. Sozialkompetenzen wurden langsam entwickelt. Und, wie es in Yuval Noah Hararis Graphic Novel »Sapiens« so schön plastisch heißt:

»In modernen Zeiten kann schon ein kleiner Unterschied bei Hautfarbe, Dialekt oder Religion dazu führen, dass eine Sapiens-Gruppe eine andere ausrottet. Warum sollten frühe Sapiens toleranter gewesen sein?«

Yuval Noah Harari

Mittelmaß statt Überfluss

Wie verhalte ich mich richtig, wenn ich etwas unbedingt haben will, und dann, wenn ich das Eine habe, vielleicht noch mehr möchte? Rund 30 000 Jahre nach den Steinzeitkonflikten, die zu den ersten Regeln eines Miteinanders führten, wollte Aristoteles in seiner »Nikomachischen Ethik« 322 v. Chr. wohl einen Leitfaden geben, der nicht nur diese Frage beantwortet, sondern auch zur Glückseligkeit führt. Der wohl bekannteste unter den griechischen Philosophen empfahl ein tugendhaftes Leben, in dem nicht nur göttliche Fügung, der Zufall, Glück oder Gewöhnung eine Rolle spielen, sondern eben auch das richtige, maßvolle Verhalten. Dem

entspricht etwa die Freigiebigkeit: Sie liegt in der Mitte zwischen Verschwendung und Geiz. Beide stellen ein Übermaß dar, beim einen an Geben, beim anderen an Nehmen. Letzteres nannte Aristoteles aber »unheilbar«, weil tief in der menschlichen Natur verwurzelt.

Auch im Katalog der christlichen Sünden, unter den Todsünden, in deren Beschreibung dieses Buch zu sehen ist, findet sich »φιλαργυρία« oder »filargyria«, altgriechisch für »Geldliebe«, beziehungsweise »avaritia« (lateinisch): die »unmäßige Gier« im Allgemeinen, »Habsucht«, »Habgier« oder »Geldgeiz« im Besonderen.

In der evangelischen Dogmatik gilt eine Sünde als Abweichung vom göttlichen Gesetz, was unterschiedliche Folgen hat: Die Ursünde Adams verschwindet quasi durch die Taufe, bleibt aber Quelle von weiteren Sünden; darunter verzeihliche, die durch Buße gesühnt werden können, und tödliche, auch Wurzel- oder Hauptsünden genannt. Diese gelebten Formen des Unglaubens sind unumkehrbar, sie führen den sündigen Menschen zu ewiger Verdammnis. Die systematische Christenverfolgung im Römischen Reich brachte im späten dritten Jahrhundert dann einen Streit hervor: Können diejenigen, die bedroht an Leib und Leben ein Weihrauchopfer zugunsten des Kaisers darbringen, sich in diesem Sinne also dem Christentum abwenden, wieder aufgenommen werden?

Um 400 n. Chr. bezog sich Johannes Cassian, später »Vater des Konzepts der Todsünden im Westen« genannt, auf acht Hauptlaster, darunter die Habgier. Daraus entwickelte Papst Gregor I. Ende des sechsten Jahrhunderts die sieben Todsünden, die weite Verbreitung fanden – sie wurden sogar den Wochentagen zugeordnet: So galt der Donnerstag als der Tag, an dem der Mensch am meisten nach Gütern giert. Das hatte damit zu tun, dass am Mittwoch, dem Tag, der am weitesten vom Sonntag entfernt ist,

die (spirituelle) Trägheit eingesetzt hatte. Besonders detailliert beschrieb Dante Alighieri (1265–1321) die Folgen von Habgier, Stolz & Co. im frühen 14. Jahrhundert in der »Göttlichen Komödie«, einer Reise durch das Jenseits. Im zweiten Buch, dem »Purgatorium«, auch »Fegefeuer« genannt, begegnet der Ich-Erzähler denjenigen, die sich der Todsünden schuldig gemacht haben: Den Neidigen sind die Augen mit Eisendraht zugenäht, die Hochmütigen irren durch sauren Rauch, und die Habgierigen müssen mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden liegen.

In die modernen und postmodernen Zeiten passt die Idee einer Todsünde nicht mehr wirklich, sie sei ein Auslaufmodell, schrieb 1992 der Moralthologe Martin Schockenhoff. Dennoch werden sie bis heute genannt, etwa im aktuell noch gültigen »Kompendium des Katechismus der Katholischen Kirche«, wo die Habgier auf Platz zwei steht, gleich hinter Stolz. Mit den Hauptsünden, so heißt es da auch, können »Laster« in Verbindung gebracht werden. Diese sind »das Gegenteil der Tugenden, sind verkehrte Gewohnheiten, die das Gewissen verdunkeln und zum Bösen geneigt machen«. Ursprünglich initiiert von Papst Johannes Paul II., wurde das Kompendium 2005 von Papst Benedikt XVI. genehmigt und mit der Öffentlichkeit geteilt.

Habgier in der Bibel

Um Habgier geht es auch im Alten Testament, sie führt etwa zur Steinigung des Weinbergbesitzers Nabot: Dieser will seinen Weinberg nicht an König Ahab verkaufen. Isebel (dieser Name gilt als Variation von »Elisabeth«, verkürzt »Else«, im Plattdeutschen »Ilsebill« – die habgierige Hauptperson im Märchen vom Fischer und seiner Frau, ► S. 77 ff.), die Gemahlin von König Ahab, intrigiert daraufhin; sie schreibt Briefe in Nabots Namen, die zu seiner Bestrafung und Tötung aufgrund von Gotteslästerung führen. Somit bekommt Ahab den Weinberg wider Erwar-

ten, doch ihm und seiner Frau und seinen Nachkommen wird Unheil prophezeit. Um der Habgier per se entgegenzuwirken, wird im Alten Testament ganz zentral bei den Zehn Geboten – im 7., 9. und 10. Gebot – versucht, Eigentum zu beschützen.

Im Neuen Testament geht Jesus in der Bergpredigt einen noch radikaleren Weg: »Niemand kann zwei Herren dienen: Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird an dem einen hängen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.« Mit »Mammon« ist hier Reichtum gemeint; alternativ dazu könne ein anspruchloses Leben mit einer Art Gelassenheit gegenüber Besitz und Eigentum geführt werden.

Fünf Prozent Zinsgewinn und ein Handelsgewinn für den Kaufmann, das sind die Grenzen, die Martin Luther dann in Sachen Habgier zog. Er zitierte häufig den Ersten Brief Timotheus und nannte das Streben nach Gemeinwohl oder die Nächstenliebe als Kraut dagegen: »Denn Habsucht ist eine Wurzel allen Übels; wie etliche gelüftet hat und sind vom Glauben abgeirrt und machen sich selbst viel Schmerzen.« Liest man Luthers »Adelsschrift«, erschienen in einer 4000-Stück-Auflage im Jahr 1520, so taucht die Gier dort als Ursache von Misständen auf. Luther forderte Regeln und misstraute der Selbstregulierung von Märkten – er appellierte an die individuelle Mäßigung: »Die eigentliche Suppe des Höllengrundes, die persönlichen Laster, habe ich noch nicht umgerührt und will es auch nicht tun.«

Die neue Habsucht

Über Gier wurde nicht nur in der griechischen Antike oder in der christlichen Dogmatik nachgedacht. Sie steckt bis heute an vielen Stellen des alltäglichen Lebens und Handelns in unserer Sprache: Wer kennt sie nicht, diese weit verbreiteten Schimpfwörter, zum Teil aus der Werbung in die Alltagssprache gewanderte Redensarten und gängigen Sprichwörter?

- Geld regiert die Welt.
- Du Geizkragen!
- Geiz ist die größte Armut.
- Geiz ist geil!
- Dem Armen geht viel ab, dem Geizigen alles.
- So viel billig gab's noch nie.
- Pfennigfuchser!
- Geld stinkt nicht.
- Der Geiz wächst mit dem Gelde.
- Alter Gierschlund!
- Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.
- Der dümmste Bauer hat die dicksten Kartoffeln.
- Das letzte Hemd hat keine Taschen.

»Mehr« ist das in der Werbung am zweithäufigsten genannte Wort aller Zeiten. Auf Rang eins steht mal »Leben«, mal »wir«, mal »Sie«, heißt es im Slogometer, das monatlich die Top 100 der häufigsten Wörter in Werbeslogans aus dem deutschsprachigen Raum veröffentlicht, rückblickend bis in die Zeit vor 1950. Der Siegeszug des »Mehr« begann in den Fünffzigern, parallel zum Wirtschaftswunder.

Habsucht ist seit Langem auch ein normales, gar beliebtes Thema in vielen Popsongs. Barrett Strongs Hit von 1959, »Money, that's what I want«, erschien zu einer Zeit, in der der Payola-Skandal die USA beschäftigte: Major-Plattenlabels hatten kleinere Unternehmen beschuldigt, sie würden DJs und Radiostationen bestechen, damit diese ihre Singles einsetzten. Die Beatles, die Rolling Stones, Etta James, Waylon Jennings und viele andere haben »Money, that's what I want« später gecovered. 1970 veröffentlichte Janis Joplin ihren Song gewordenen Wunschzettel »Mercedes Benz«: Diesen Wagen solle Gott ihr bitte geben. Madonnas Single »Material Girl« war 1985 in Europa und den USA wochenlang ganz oben in den Charts.

Alles Provokation und total ironisch gemeint, natürlich:

*»Cause the boy with the cold hard cash
is always Mister Right
Cause we are living in a material world
and I am a material girl«*

Madonna, »Material Girl«

Queens 1989-er Hitsingle »I want it all« spiegelt den Kampf von Leadsänger Freddie Mercury gegen AIDS wider; das Stück ist daneben eine emanzipatorische Hymne für die Queer-Bewegung. Es eignet sich aber auch als Überschrift für die politische Manipulation von Argentiniens Provinzialgerichtshöfen, als Beschreibung von Boris Johnsons Verhalten in den Brexit-Verhandlungen und natürlich als Playback für manch Spitting-Image-Video von Donald Trump. In »C. R. E. A. M.« (1994) rappt Method Man die Zeile »Cash rules everything around me, C. R. E. A. M.« – derart neu besetzt machen diese Initialen den vermeintlichen Sahne- oder Eiscreme-Song vom Wu-Tang Clan zu einer Hommage ans Geldmachen. Etwas, das Lana del Rey 2012 in »National Anthem« wiederholt: »Money is the anthem of success«, singt sie dort. Und der alte Rolling-Stones-Heuler, »(I can't get no) Satisfaction« steht bis heute auf den Setlisten der Band; es bleibt der Gesinnung des Publikums überlassen, ob die besungene fehlende Befriedigung nun eine sexuelle oder eine ökonomische ist: Immer wieder haben Fans den Stones vorgeworfen, Tourneen ausschließlich von Geldgier gesteuert zu planen.

Der hedonistische Lebenswandel vieler Rockstars, etwa symbolisiert durch Freddie Mercury (das Biopic »Bohemian Rhapsody« von 2018 deutet das von vielen Zeitzeug*innen bestätigte wilde Partyleben des Queen-Frontmanns nur an), kann durchaus auch als eine Lebenswandel gewordene Gier gesehen werden. Diese

erscheint hier wie eine Sucht, nach mehr Erfolg, mehr Aufmerksamkeit, mehr Fans, aber auch nach mehr Whisky, mehr Kokain, mehr Heroin. »Live fast, die young« – dieses Motto des Rock'n'Roll, dem vor allem die sogenannten Club-27-Mitglieder Brian Jones, Janis Joplin, Jim Morrison, Kurt Cobain oder Amy Winehouse folgten, allesamt Rockstars, die Drogen konsumierten und im Alter von 27 Jahren an den Folgen ihres exzessiven Auslebens von »Sex, Drugs & Rock'n'Roll« starben – impliziert ein Wegstoßen von Beschränkungen jeder Art: Maßlos wird nach allem gegriffen, nicht nur nach Gitarren, sondern auch nach Drogen, Alkohol, Sexpartner*innen, Häusern, Fitness oder Nahrung:

Berühmte Maßlosigkeit

- Beschrieben als ein Erdnussbutter-Marmelade-Sandwich auf Steroiden bestand Elvis Presleys Lieblingsspeise aus einem ausgehöhlten Laib Sauerteigbrot, ausgestrichen mit Margarine, in dem ein ganzes Glas Erdnussbutter, ein ganzes Glas Traubengelee und ein Pfund Bacon verteilt wurden.
- Über Madonna heißt es immer wieder, sie würde jeden Tag drei bis fünf Stunden ein Fitnessprogramm absolvieren. Nicole Winhoffer, langjährige persönliche Trainerin des Popstars, nennt das Work-out »super, super hart«.
- Das Haus von Jay-Z und Beyoncé in Bel Air kommt mit einem rund 7000-Quadratmeter-Grundstück daher, eigenem Spa, vier Außenpools plus Wellnessbereich sowie einer Garage für 15 Autos.
- Der einstige Glamrockstar Gary Glitter ist 2015 zu einer 15-jährigen Haftstrafe verurteilt worden. Nachdem er bereits in Vietnam wegen Kindesmissbrauchs im Gefängnis gesessen hatte, wurde er in London wegen sexualisierter Gewalt verurteilt: Sein jüngstes Opfer war zur Tatzeit, 1975, ein achtjähriges Mädchen.

Derlei Geschichten sind nicht nur über Popstars zu lesen, sondern auch über Schauspielerinnen, Politiker, Immobilienmilliönäre, ehemalige US-Präsidenten, Bundesgesundheitsminister oder philippinische First Ladys. Geld ist überall, und die Gier danach ist groß, sie ist uns selbstverständlich geworden, geht wie ein Schatten immer mit.

So entsetzt es erstaunlich wenige Filmfans, dass die Finanzierung von Martin Scorseses oscar-nominierten »The Wolf of Wall Street« (2013), in dem Leonardo DiCaprio einen skrupellosen, geldgeilen und ziemlich ekelhaften Börsenmakler darstellt, angeblich eine malaysische Geldwäsche gewesen sein soll: Der Stiefsohn des früheren Premierministers Najib Razak, Riza Aziz, hatte eine Produktionsfirma gegründet und war in Hollywood aufgetaucht; er hielt während der Dreharbeiten den Geldfluss immer am Laufen. Knapp 250 Millionen US-Dollar sollen in Filmproduktionen, schicken Immobilien und Luxushotels gewaschen worden sein, so die Vorwürfe der Staatsanwaltschaft. Das Geld stamme eigentlich aus dem malaysischen Staatsfonds »1MDB«, so ergaben es die Nachforschungen. Es roch so sehr nach Korruption, dass der ehemalige Premierminister, seine Frau und eben auch sein Stiefsohn mit mehreren Gerichtsverfahren konfrontiert wurden. Im Mai 2020 wurde sich außergerichtlich geeinigt: Rund 107 Millionen US-Dollar solle Riza Aziz der malaysischen Regierung zurückzahlen. Ein »sweetheart deal« für Riza, aber schrecklich für Malaysia, kommentierte ein früherer Staatsanwalt.

Die angeblich geizigen Schotten

Die geizigsten Menschen leben in Schottland, hält sich ein weit verbreitetes Klischee. Deswegen trägt Dagobert Duck, die reichste und geizigste Ente aus dem Disneykosmos, ursprünglich den Namen »McDuck« (► S. 25 ff.). Deswegen gibt es eine Haushaltsdiscounterkette namens

Mäc Geiz, die sich an all diejenigen richtet, »die gern am Preis, aber nicht an der Qualität sparen«. Und deswegen gibt es auch eine ganze Reihe sogenannter Schottenwitze, die in ihrer Flachheit Ostfriesen- oder Blondinenwitzen in nichts nachstehen; sie zielen in der Pointe immer auf Geiz und übertriebene Sparsamkeit ab. In Letzterer liegt wohl auch ein Körnchen Wahrheit, naturgegeben: Die karge, von Heidekraut dominierte Vegetation, das oft raue Klima, Armut und Hungersnöte, all das hat die schottische Bevölkerung über Jahrhunderte geprägt: Verschwendung war hier lange Zeit nicht verbreitet – weil kaum möglich! Doch offensichtlich ist diese Sparsamkeit in der Außenwirkung mit Geiz verwechselt worden. Was nicht alle Schotten mit Gelassenheit sehen: Die schottische Nationalpartei SNP, zu der auch First Minister Nicola Sturgeon gehört, hat sich 2009 beim Zentralverband der Deutschen Werbewirtschaft darüber beschwert, dass deutsche Werbespots das Schottlandklischee wiederkäuten: Sonderangebote werden als »schottische Preise« bezeichnet, die Telekom rief die »schottischen Wochen« aus, um Schnäppchen zu bewerben, und ein Schotte im traditionellen Kilt rät auf www.geizkragen.de, wie man am besten spart. Dieser Steven Mc Drouwd, eine gezeichnete Comicfigur, ist dort auch im Jahr 2021 noch zu sehen. Laut geizkragen.de-Unternehmensgründer symbolisiere er »Cleverness und Spaß am Sparen«.

Dass sich Menschen immer wieder durch die verrücktesten Ausreden erfolgreich den rechtlichen Folgen ihrer Habsucht entziehen können, zeigt der Prozess gegen Andreas S. und den unrechtmäßigen Abriss jenes zu Beginn erwähnten denkmalgeschützten Hauses in München Obergiesing. So wird im Urteil des Bayerischen Verwaltungsgerichts vom Juli 2019 auf den Bauunternehmer Bezug genommen. Dieser hätte gesagt, was auch von S. bestätigt worden war, dass er allein verantwortlich für den Abriss sei. Er hätte sich in einer psychischen Ausnahmesituation befunden. Der

Abrissbagger sei versehentlich in der kleinen Münchner Straße gelandet. Eigentlich hätte in Baden-Württemberg ein Haus abgerissen werden sollen. Auch wenn »die Schilderung des Eigentümers, der Bauunternehmer habe den Abriss eigenständig vorgenommen, Fragen aufwirft«, so die Vorsitzende Richterin Marion Pauli-Gerz, wurde die Anordnung zum Wiederaufbau des Uhrmacherhäusls abgewiesen: Sie sei ermessensfehlerhaft und somit rechtswidrig – schließlich wurde sich aufseiten der Stadt München nicht ausreichend damit auseinandergesetzt, ob auch der eigenmächtig gehandelt habende Bauunternehmer das abgerissene Gebäude wiederherstellen müsse. Beide Parteien planen weitere Schritte: Der Eigentümer plant einen Neubau, doppelt so hoch wie das ursprüngliche Haus. Die Stadt stellt sich bislang quer. Und die Firma des Bauunternehmers existiert nicht mehr.